



JONAS VERLAG

Wohnen jenseits der Normen

Band 56 | 2021

HESSISCHE BLÄTTER FÜR VOLKS- UND KULTURFORSCHUNG
NEUE FOLGE DER HESSISCHEN BLÄTTER FÜR VOLKSKUNDE

JONAS VERLAG

HESSISCHE BLÄTTER FÜR VOLKS- UND KULTURFORSCHUNG
NEUE FOLGE DER HESSISCHEN BLÄTTER FÜR VOLKSKUNDE

Band 56 | 2021

Wohnen jenseits der Normen

herausgegeben von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde
durch Manfred Seifert, Thomas Schindler

JONAS VERLAG

Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung
Herausgegeben von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde
Geschäftsstelle der Vereinigung und Redaktion:
D-35037 Marburg, Deutschhausstraße 3

Besuchen Sie uns im Internet:

www.asw-verlage.de

© Jonas Verlag als Imprint von arts + science weimar GmbH,
Ilmtal-Weinstraße 2022

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme digitalisiert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Die Angaben zu Text und Abbildungen wurden mit großer Sorgfalt zusammengestellt und überprüft. Dennoch sind Fehler und Irrtümer nicht auszuschließen. Für den Fall, dass wir etwas übersehen haben, sind wir für Hinweise der Leser dankbar.

Satz und Gestaltung: Monika Aichinger, arts + science weimar GmbH
Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISBN 978-3-89445-592-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

MANFRED SEIFERT

Wohnen jenseits der Normen

Reflexionen zu einer unscharfen Begrifflichkeit. Zur Einleitung 7

Rechtliche Ambivalenzen und milieuspezifisches Mittelmaß _____

DANIEL SCHLÄPPI

Die eigenen vier Wände als Interessenssphäre der Allgemeinheit

Das Beispiel der Schweizer Kleinstadt Zug (16. bis 18. Jahrhundert) 45

STEFAN GROTH

Ästhetik, Nachhaltigkeit, Begrenzung

Anmerkungen zu normativen Dimensionen des kleinen Wohnens 73

Wohnarchitektur jenseits der Normen – Sonderbauten _____

MICHAEL SCHIMEK

„Die Erdhütte ist der Anfang aller Cultur...“

Erdhütten-Wohnen zwischen Schicksal und Start-up.
Kurt Dröge zum 70. Geburtstag 91

STEFAN ZIMMERMANN

„Mut zum Holz“ gegen den „Barackenkomplex“

Fertighäuser aus Finnland in der Bundesrepublik Deutschland
zwischen 1945 und 1970 121

Wohnentwürfe von Künstlern und Visionären _____

UTE SONNLEITNER

Bohème im bürgerlichen Heim?!

Wohnformen darstellender Künstler*innen 135

JENS WIETSCHORKE „Konstruktion, die vollkommenes Glück verursachen muß“ Bauen und Wohnen bei Thomas Bernhard	149
ANNE D. PEITER Genormtes Leben unter der Erde Bunkerphantasien und Baukonzepte in der Science-Fiction-Literatur des Kalten Krieges	165
<i>Wohnpraxis in Um- und Sondernutzung</i> _____	
THOMAS SPOHN „Variationen des Lebens in normierten Häusern“ Untypische Wohnformen in konventionellen Rahmen an historischen Beispielen	183
BETTINA BARTHEL „Von der Nische in den Markt“ Zur diskursiven Mainstreamisierung gemeinschaftlichen Wohnens	205
Berichte	217
Rezensionen	229

MANFRED SEIFERT

Wohnen jenseits der Normen

Reflexionen zu einer
unscharfen Begrifflichkeit.
Zur Einleitung

Das Themenfeld, dem sich dieser Band der Hessischen Blätter für Volks- und Kulturforschung zuwendet, greift das Thema Wohnen aus einer bislang recht unterbelichteten Forschungsperspektive auf, die das Wohnen als private und zugleich gesellschaftliche Kultursphäre gewissermaßen ‚ausreizt‘, indem es das Spannungsfeld zwischen Wohnen und Normierung öffnet. Gemäß dieser Orientierung bildet die am 4. bis 6. April 2019 an der Philipps-Universität Marburg durchgeführte Tagung „Wohnen jenseits der Normen“ den Ausgangspunkt der folgenden Beiträge in diesem Band. Sie wurde veranstaltet vom Arbeitskreis „Das Haus im Kontext. Kommunikation und Lebenswelt“ und dem Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg, in dessen Händen die inhaltliche Ausrichtung und organisatorische Durchführung lag. Insgesamt zwölf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen sowie in unterschiedlichen Positionen – namentlich auch aus den Freilichtmuseen – präsentierten ihre Überlegungen zum Tagungsthema in einer diskussionsfreudigen kollegialen Atmosphäre. Der Bogen spannte sich von konkreten Beispielen eines mit den jeweiligen zeitspezifischen Normen in Widerspruch stehenden Wohnarrangements und Wohnpraktiken bis hin zu Konzepten, die sich der kritischen Auseinandersetzung mit dem Tagungsthema „Wohnen jenseits der Normen“ widmeten. Dies erzeugte ein spannendes und inspirierendes Tagungsklima. Neun Vortagende waren schließlich bereit, eine Druckfassung zu ihren Vorträgen zu verfassen. Im Tagungsprogramm wurde als Ziel der Tagung formuliert,

„die Vielgestaltigkeit des Wohnens im Kontext je zeitspezifischer und gesellschaftlicher Kontexte, doch jenseits des ‚Mainstreams‘ zu beleuchten, um damit die [...] Forschungsperspektive auf die abseits des allgemein Üblichen bzw. Verbindlichen – eben „jenseits der Norm“ – vorfindbaren Wohnpraktiken zu richten. Dazu sollen die

skizzierten Aspekte des Themas entlang spezifischer Wohnformen, institutioneller Wohnvorgaben und Machtverhältnisse analysiert werden.“¹

Im Call for Papers wurde darauf verwiesen,

1. dass insbesondere längerfristig praktizierte Wohnarrangements im Fokus stehen sollten (d. h. keine Wochenend- und Urlaubsunterkünfte), wie sie in der Regel mit spezifischen Lebensformen und Lebensentwürfen korrespondieren und zumindest rudimentär alltagspraktischen Komfortansprüchen genügen;²
2. dass für das Wohnen als Kulturform auch die raumbezogenen menschlichen Bedürfnisse eine Rolle spielen, wie sie gemäß dem von Erik Cohen und Ina-Maria Greverus entwickelten, als transkulturell aufgefassten Raumorientierungsmodell als grundlegend für eine satisfaktionierende Raumwahrnehmung erachtet werden;³
3. dass Harmut Rosa's Konzept der Resonanz Erfahrung für die subjektive Beziehung zur wohnkulturellen Sphäre weiterführende Bezüge auch hinsichtlich der Fragen nach umgebungsräumlich gebundener Lebensqualität bietet.⁴ Der CfP verweist hierzu auf historische Wohnformen wie auch auf in der Gegenwart befragbare alternative Lebens- und Wohngemeinschaften nach ihrem Bedürfnis, in „Zeiten metaphysischer Obdachlosigkeit“⁵, um angesichts einer hyperkapitalistischen Umgebung die Rückkehr zu ‚authentischen‘ Lebensformen zu suchen.⁶

Wohnen als Kulturfaktor

Das in der Gegenwart gängige Verständnis von Wohnen ist stark an die Faktoren Privatheit und Freizeit gebunden, die einen eigenen individuellen Innenbereich gegenüber dem gesellschaftlichen Außenbereich des Arbeitslebens und der Öffentlichkeit konstituieren. In dieser Dichotomie von Innen und Außen wird das Wohnen als ein Bereich erkannt, der in Abweichung vom gesellschaftsoffenen Lebenssektor auch andere Erfahrungsmöglichkeiten erlaubt. Darin sind gerade auch Kompensationsleistungen eingeschlossen, die das Wohnen erfüllen kann. Derartige Kompensationsleistungen sieht man dabei in zunehmendem Maße als besonderes Potential des Wohnens, mit dem der Einzelne die Einflüsse und Belastungen des außerhäuslichen Alltagslebens bewältigen und verarbeiten kann. Über derartige Konzeptualisierungen gibt sich nun eine klare Orientierung am spezifischen Wohnkonzept der Moderne in den westlichen Industriegesellschaften zu erkennen.⁷

Dieser skizzierte Alltagsbegriff ‚Wohnen‘ mit seinem relativ eng umrissenen Vorstellungsmuster in Bezug auf Wohnform und Wohnverhalten ist einerseits

mit Blick auf historische wie auch auf außereuropäische Wohnweisen zu eingeschränkt für den kulturwissenschaftlichen Gebrauch. Andererseits umschließt das Wohnen eine kaum überschaubare Thematik mit hoher Komplexität, so dass der Wohnbegriff wissenschaftlich nur schwer handhabbar ist. A. Silbermann bringt die Problematik des Begriffes ‚Wohnen‘ pointiert auf den Punkt, wenn er darlegt: „Denn schon der Ausdruck ‚Das Wohnen‘ ist so mythisch und unfaßbar, ist Synonym und Umschreibung für so viele Gegebenheiten, daß damit weder theoretisch noch praktisch etwas anzufangen ist.“⁸ In der kultur- und sozialwissenschaftlichen Wohnforschung ist man diesem Dilemma verschiedentlich in der Weise begegnet, indem man präzisierende Begriffe für die jeweils interessierenden Sachverhalte des Wohnens eingeführt hat: Wohnverhalten, Wohnstil, Wohnweise, Wohnerlebnis, Wohnkultur etc. In ihnen klingen bereits verschiedene wissenschaftsspezifische Zugänge zum Generalthema ‚Wohnen‘ an, mit dem sich eine ganze Reihe von Wissenschaftsdisziplinen beschäftigt. Zu nennen wären etwa Philosophie, Psychologie, Soziologie, Sprachwissenschaft, Europäische Ethnologie, Archäologie und Kunstgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Rechtsgeschichte, aber ebenso die Ingenieurwissenschaften sowie die Architektur- und Bauforschung. Trotz dieser vielfältigen Bemühungen um eine theoretische Fundierung des Wohnens wird jedoch gerade in der kulturwissenschaftlich-ethnografischen und sozialgeschichtlichen Literatur immer wieder bedauert, dass es „bis heute sowohl an einer generellen Theorie als auch an einer umfassenden Geschichte des Wohnens mangelt.“⁹

Die Ursache hierfür ist unter anderem in dem Faktum zu suchen, dass mit dem Wohnen eine elementare Kategorie des Menschseins vorliegt. Folglich lässt sich das Wohnen als Referenzbereich des lebensweltlichen Kontextes verstehen, da „im Grunde fast alle Phänomene menschlichen Daseins hier eingehen und die Wohnung die große Welt draußen noch einmal im Kleinen abspiegelt“.¹⁰ Nach Marcel Mauss gehört das Wohnen somit wie die Nahrungssicherung und die Bekleidung zu den ‚gesellschaftlichen Totalphänomenen‘: „In diesen [...] ‚totalen‘ gesellschaftlichen Phänomenen kommen alle Arten von Institutionen gleichzeitig und mit einem Schlag zum Ausdruck: religiöse, rechtliche und moralische [...]; ökonomische [...]; ganz zu schweigen von den ästhetischen Phänomenen [...]“.¹¹ Aus dieser Kategorisierung zum gesellschaftlichen Totalphänomen ergibt sich für das Wohnen, dass es „zu allen Zeiten und Orten“ auftritt und „mit allen anderen Lebensbereichen des Menschen direkt oder indirekt verbunden“¹² ist, was sich einer generellen Theorie des Wohnens, die alle konstanten und variablen Größen sowie ihre gegenseitigen Abhängigkeiten einfängt, entgegenstellt.

Für eine theoretische Grundlegung des Wohnens kann man sich vielmehr auf zwei theoretische Sichtweisen konzentrieren, die in den wohntheoretischen

Überlegungen eine dominante Rolle spielen und im Rahmen ethnografischer Wohnanalysen besonders bedeutsam sind. Sie diskutieren die Grundfrage des Wohnens als Menschenwerk im Spannungsfeld von universalistischer Gültigkeit und soziokultureller Differenzierung aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Die erste der beiden Sichtweisen fasst das Wohnen als konstante Größe. Ihr liegt ein universalistisches Verständnis zugrunde. Das Wohnen gilt hier als anthropologisches Faktum, dem ein elementares und universelles Bedürfnis entspricht. Ausgangspunkte hierfür sind Überlegungen der philosophischen Anthropologie (Arnold Gehlen) und der Existenzphilosophie (Martin Heidegger, Otto Friedrich Bollnow).¹³ Diese Ansätze erscheinen zu idealistisch konzipiert und die Wohnpraxis infolge ihrer Reduktion auf ein existenzielles Grundmuster als utopisch entworfen – und damit der Wohnbegriff überdehnt –, was sie für die Kulturanalyse konkreter soziohistorischer Zustände nicht hilfreich macht. So eignen sich diese Rekurse auf eine Grundbefindlichkeit menschlichen Seins nicht angesichts der sozialen und historischen Bestimmung des konkret erforschbaren Wohnens, das deutlich macht, dass die je raumzeitlich eingebundene Wohnkultur „wie alle Kultur ... nicht angeboren“ ist.¹⁴ Des Weiteren übergehen die idealistischen Konzepte angesichts der tatsächlichen Wohnverhältnisse in den letzten 200 Jahren gerne die faktischen Beschränkungen der freien Entfaltungsmöglichkeiten der menschlichen Raumeignung und -gestaltung.¹⁵ Und drittens eignet sich ein Verständnis des Wohnens als elementares und universelles Bedürfnis nicht für eine empirische Kulturanalyse.

Denn wie ein Blick in die historische Vergangenheit oder auf Lebensweisen außerhalb der westlichen Zivilisation – insbesondere auf die vagierende Lebensweise nomadisierender Völker und Personengruppen – unschwer verdeutlicht, sind viele Bedürfniskonzeptionen vor dem Hintergrund west- und mitteleuropäischer Wohnverhältnisse der letzten 200–300 Jahre entwickelt und entbehren damit einer generalisierenden Gültigkeit. Was sich in Bezug auf das Wohnverhalten im gebauten Raum als kultur- und zeitspezifische Interpretation zu erkennen gibt, ist allerdings im Sinne eines virtuellen Wohnbegriffes auf geistig-emotional-symbolischer Ebene durchaus fundiert. Wenn man an die Suche nach persönlicher Identität, nach Heimat und nach eigenverantworteter Ordnung denkt, lässt sich insofern durchaus von Wohnbedürfnissen in einem übergeordneten, kulturanthropologisch perspektivierten Sinne sprechen. Grundsätzlich jedoch folgen die empirisch feststellbaren Bedürfniskonstellationen gegenüber dem architektonisch verifizierten Wohnraum eher den jeweils historisch und sozioökonomisch gegebenen Wohnrealitäten als dass sie sich als autonome Sphäre jenseits davon zu erkennen geben.¹⁶ Zudem sind nicht alle Momente, die als Wohnbedürfnisse firmieren, fest an die Wohnrealität ge-

koppelt. Und drittens bilden Fragen der Erhebungspraxis von Bedürfnissen ein eigenes Problemfeld.¹⁷

Mit der Bindung von Bedürfnissen an Lebensformen, dem Hinweis auf Bedürfniswandel sowie der Betonung relativierender Auswirkungen kultureller, gesellschaftlicher und historischer Aspekte fordert die Kritik am klassischen Bedürfniskonzept bereits eine flexibel modellierte Wohntheorie. Dies leitet über zu dem zweiten wohntheoretischen Ansatz. Diese zweite Sichtweise begreift das Wohnen als eine variable Größe gemäß kultur- und sozialwissenschaftlicher Relativierungen. Denn im Wohnbewusstsein verbinden sich rationale, emotional-affektive sowie irrationale und fiktive Momente¹⁸, die in einem klassischen Subjekt-Objekt-Verhältnis mit der Wohnarchitektur und dem Wohninterieur korrespondieren.¹⁹ Diese Wechselwirkung zwischen physischen sowie psychischen und sozialen Faktoren ist zum einen prozesshaft zu denken.²⁰ Und zum anderen schließt sie den Dreiklang von Denken, Fühlen und Handeln mit ein. Dies formt das subjektive Wohnerlebnis zu einem sozio-emotionalen Bereich, der umfassend verschränkt ist mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und daher das Resultat einer vom Subjekt autonom und individuell vollzogenen Gestaltung sowie gesellschaftlicher Vermittlung darstellt.²¹ Soweit also einige grundsätzliche Überlegungen zur Wohntheorie aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive.

Reflexionen 1 zum Thema „Wohnen jenseits der Normen“

An die voranstehenden grundsätzlichen Überlegungen zur Wohntheorie anknüpfend diskutieren drei Beiträge der Marburger Tagung das spezifische Tagungsthema „Wohnen jenseits der Normen“ aus ihren jeweiligen Zugriffen. Für historische Verhältnisse des 17. bis frühen 20. Jahrhunderts setzen sich Daniel Schläppi und Thomas Spohn damit auseinander, für das 20. und 21. Jahrhundert Stephan Groth. Alle drei bringen auf diese Weise maßgebliche Kriterien für die Auseinandersetzung mit Fragen nach einem Wohnen jenseits der Normen ein und bieten so auch wichtige Ergänzungen zur Wohntheorie im vorangehenden Abschnitt an.²²

Daniel Schläppi macht in seinem historisch ausgerichteten Beitrag deutlich, dass das gewählte Thema „Wohnen jenseits der Normen“ für die frühneuzeitliche Vormoderne keinen rechten Sinn mache, da sowohl der Wohnbegriff der qualitativen Zuschreibungen unserer Gegenwart entbehrte wie auch Normen im modernen Sinne in diesen Lebenswelten so gut wie keine Durchsetzungs-kompetenz zukam.²³ Seine am Beispiel der Stadt Zug im gleichnamigen schweizerischen Kanton für insbesondere das 17. und 18. Jahrhundert angeführten

Archivquellen erschließen vielmehr pragmatische Maßnahmen der städtischen Obrigkeit in einem engen Beziehungsgeflecht zu den Lebenswelten und Auffassungen der städtischen Bevölkerung. Selbst territorialherrschaftliche und kommunale Gesetze flossen kaum proaktiv und normerfüllend in die Lebenswelt der Untertanen, die sich auch nicht gehorsam danach richteten. Stattdessen war die kommunale Herrschaft in ihren Maßnahmen darauf angewiesen, möglichst der kollektiven Werteordnung zu entsprechen und Kooperationsbereitschaft bei den Adressaten zu erzeugen. Denn über ein den heutigen Gegebenheiten entsprechendes Machtgefüge verfügten die Kommunen nicht. So waren sie auf ein Handeln gemäß Verhältnismäßigkeit, auf Kompromisslösungen und Konzessionen angewiesen, um dem Ermessen der Stadtbevölkerung und seiner Zumutungsbereitschaft entgegenzukommen. Diese beschränkte Befehlsgewalt machte eine kasuistische herrschaftliche Normierung, fallbezogene Administration und situative Entscheidungen erforderlich. Das Leben der kommunalen Bevölkerung fand daher weniger in den Bahnen formaler Normen statt, sondern überwiegend im Rahmen impliziter Normen, die in dieser Gesamtkonstellation freilich ebenso wirkmächtig sein konnten. Ja, Schläppi kann sich aus heutiger Sicht des Eindrucks nicht erwehren, dass das Wohnen jenseits der Normen im vormodernen Städtchen Zug eigentlich als Norm anzusprechen wäre. Er kann dies etwa an dem obrigkeitlich verfolgten Ziel des sorgsamem Wirtschaftens sowie den der Gesamtkommune dienlichen feuerpolizeilichen Schutzbestrebungen belegen, wo es nicht gelang, die häuslichen Praktiken konsequent im Sinne einer behördlichen Norm zu regulieren.

So zeigt die kommunale Realität in der frühneuzeitlichen vormodernen Praxis, dass diese zwar keineswegs rechtsfrei und jenseits von Normen war, diese Normen jedoch über ein pragmatisches obrigkeitliches Handeln unter Berücksichtigung gesellschaftlich breit verankerter Auffassungen vor allem implizit wirkten. Hier ergeben sich Anchlüsse an die Orientierung am Mittelmaß, die Stefan Groth für die Moderne und Gegenwart untersucht (siehe nachstehend). Dieses Mittelmaß geht von sozialstrukturell differenzierten mentalen Orientierungen aus, die für die Vormoderne auf hierarchisch abgestufte Wohnvorstellungen und Wohnstile zielen, deren diffuse Wertkonstellationen freilich für die Vormoderne nur sehr rudimentär erschlossen werden können. Realiter ließe sich so an zumindest grobe Konturen einer Nähe bzw. eines Abstands – in Einzelfällen bis zur Normwidrigkeit – von sozialgruppenspezifisch satisfaktionierenden und auskömmlichen Formen und Praktiken des Wohnens denken.

Auch Thomas Spohn diskutiert anhand untersuchter Wohnverhältnisse der Frühneuzeit und Neuzeit vorwiegend in Nordwestdeutschland und Westfalen das Tagungsthema „Wohnen jenseits der Normen“.²⁴ Dazu setzt er mit der Über-

legung an, inwieweit für diese Zeit und diese Regionen von Normen des Wohnens gesprochen werden kann, die zeitlich, regional und Bevölkerungsgruppen übergreifend eine generellere Wirkung entfalten konnten. Vereinheitlichungstendenzen hinsichtlich der Hausarchitektur sieht er in verschiedenen Aspekten: von weitgehender Einheitlichkeit häuslicher Ökonomie und Lebensführung (Einfahrtstore, befahrbare Dielen) bis hin zu Rechtsverordnungen und vereinheitlichten Maßsystemen sowie der DIN-Norm.

Freilich stünden diesen Normierungstendenzen die Bestrebungen der Wohnenden gegenüber, ihr Haus bzw. ihre Wohnung den individuellen Wünschen und Absichten anzupassen, wobei insbesondere an Distinktion und Statusdemonstration zu denken sei. Jenseits dieser allgemeinen Tendenz kann Spohn Formen selbstbestimmter Verweigerung der zeitüblichen Wohnverhältnisse etwa religiöser Gemeinschaften (Klöster etc.) erkennen, wobei freilich innerhalb dieser Gemeinschaften Typisierungsprozesse für Vereinheitlichungstendenzen sorgten. Als aktuelles Beispiel verweist er auf Bauwagensiedlungen, die sowohl architektonisch wie auch hinsichtlich der Wohnpraxis deutlich von der gängigen Haus- und Wohntypologie abweichen, allerdings ebenfalls staatlichen Normierungen unterliegen. Die Beweggründe für ein Wohnen im Bauwagen können freiwillig gewählt (ökologisch Orientierte) oder finanziell bzw. beruflich bedingt sein (Studierende, Zirkusleute, Jahrmarktgeschäfte), allerdings grenzt er davon das Leben auf reglementierten Wohnwagenstellplätzen ab. Neben diesen Fällen selbstbestimmter Verweigerung der zeitüblichen Wohnverhältnisse verweist Spohn auf „Varianten in der Norm“, die er an historischen Beispielen auflistet. Dazu gehören für ihn Miet- und Untermietverhältnisse, die während der Industrialisierung Kostgänger und Schlafburschen in die Mieterhaushalte führten, was deren Wohnpraxis dadurch jenseits der Norm rückte und auch polizeiliches Interesse hervorrief. Weiter gehört die temporäre Aufnahme Geflüchteter nach Stadtbränden oder infolge von politischen Ereignissen ebenso hierher wie die Einquartierungen von Soldaten als übliche Auflage vor dem Bau von Kasernen oder als kriegsbedingte Stationierung, die die gewohnte Wohnpraxis der Haushalte in aller Regel intensiv belastete.

Auch Spohn kann aufgrund seiner archivalischen und empirischen Quellen ein Wohnen jenseits der Normen allenfalls als zeitlich auferlegte Praxis im Zusammenleben mit familienfremden Untermietern, Geflüchteten und Soldaten erkennen, während gerade die Oberschichtlich besonders herausgeputzten sowie die als alternativ wahrgenommenen Wohnformen bauseitig gruppengebundenen Normierungen bzw. staatlichen Normen unterliegen. Ein Wohnen jenseits der Normen realisiert sich hier also über lebensweltliche soziale Praktiken und nicht über architektonisch-bauphysikalische bzw. interieurspezifische Besonderungen.

Nicht den Fragen einer Normierung bzw. Normbrechung geht Stefan Groth in seinem Beitrag nach, sondern der Orientierung an einem Mittelmaß. Dem spürt er anhand reduzierter Wohnformen nach, die von der neuen Mittelklasse aktuell besonders nachgefragt und als vorteilhaftes sowie Potenziale eröffnendes Angebot empfunden werden. Diese neue Mittelklasse definiert der Soziologe Andreas Reckwitz als „eine Formation, die einerseits eine bestimmte Lebensform, einen bestimmten Lebensstil teilt, zum Beispiel auch kosmopolitische Werte oder ein Ideal des guten Lebens usw. Gleichzeitig ist das auch eine Formation, die bestimmte Ressourcen hat, zum Beispiel hohe Bildung oder auch ein jedenfalls einigermaßen vernünftiges Einkommen und die gleichzeitig aber auch einen bestimmten hohen Einfluss in der Gesellschaft hat.“²⁵ Da stellt sich schon die Frage, warum dieses soziale Milieu dieses kleine Wohnen als attraktiv empfindet und nicht als nachteilige, statusmindernde Begrenzung.

Groth kann u. a. am Beispiel der Siedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen, die als Mustersiedlung des Neuen Bauens 1930 bis 1932 errichtet worden ist, und des nach 1881 im Zuge der Stadterweiterung erbauten Rathenauviertels in Köln darlegen, dass das Wohnen mit unterschiedlichen normativen Dimensionen verknüpft ist, die ebenfalls einem historischen Wandel unterliegen. Bereits im Neubühl der 1930er-Jahre strahlte eine Kombination von moderner Architektur und räumlicher wie gestalterischer Reduktion bis hin zur schlicht-funktionellen Möblierung sowie einem nur für die gehobene Mittelschicht bezahlbaren Mietzins auf eine sich als Avantgarde verstehende soziale Gruppe aus, die mit ihrem kulturellen Kapital, entsprechendem Geschmack und der Möglichkeit zur sozialen Distinktion und statusbezogenen Zugehörigkeit dieses Wohnangebot wertschätzte. Dieser Konnex von Wohnen und sozialer Verortung bildet auch aktuell ein wichtiges Kriterium innerhalb des multidimensionalen Bündels normativer Faktoren für ein positiv empfundenen maßvolles Wohnen, das ökonomische, ästhetische und ökologische Momente (Nachhaltigkeit, Umweltschutz) mit statussichernden Aspekten und geschmacklichen sowie ethischen Komponenten einer freiwilligen Selbstbescheidung umfasst.

So kann Groth aufzeigen, wie in städtischen Ballungsräumen mit steigenden Mietpreisen seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts für eine bestimmtes soziales Milieu die Orientierung am Mittelmaß über ein dynamisches Bündel normativer Dimensionierungen des Wohnens als ein positiver Bezugsrahmen funktioniert. Und im Neubühl der 1930er-Jahre jedenfalls konstatiert Groth einen „aktiven Versuch, [hierüber] im Bereich des Wohnens eine Normsetzung zu forcieren“. Normsetzend wirkt dieser Versuch allenfalls schichtspezifisch: für das Milieu der gehobenen Mittelschicht dieser Zeit und die neue Mittelschicht der Gegenwart, da sich diese mit ihren ästhetischen und ethischen Orientie-

rungen darin spiegeln können. Damit erscheinen mit diesen Orientierungen korrespondierende Normierungsversuche schicht- bzw. milieuspezifisch erfolgversprechend. Allerdings zeigt sich zugleich, wie voraussetzungsvoll bis hin zu Lebensstilfragen und Einstellungsweisen eine derartige Normierung ist und wie milieubegrenzt andererseits ihre Wirkung.

Reflexionen 2 zum Thema „Wohnen jenseits der Normen“

In diesem Abschnitt möchte ich im Zugriff auf weitere Beiträge der Marburger Tagung sowie auf eigenes, zur Vorbereitung auf die Marburger Tagung gesammeltes Material²⁶ einen kritischen Rundblick auf Wohnvorstellungen bzw. Wohnpraktiken jenseits der Normen unternehmen. Dieser Rundblick reicht von fiktionalen Wohnwelten über gegenwärtig als mehr oder weniger deutlich unkonventionell wahrgenommene Wohnformen und das reduzierte Wohnen von sog. Aussteigern bis hin zum existenziellen Leben an unveränderten städtischen bzw. natürlichen Orten. Damit ist der Versuch verbunden, eine möglichst große Bandbreite von Wohnformen jenseits der Normen auszuschreiten, freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit.²⁷

Fiktionale Wohnwelten

Wohnvorstellungen bilden eine kulturelle Kategorie, die nicht auf die tatsächlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten der Wohnpraxis beschränkt bleibt, sondern darüber hinaus zu fiktionalen Lösungen vordringt, die also Tendenzen jenseits der gültigen Normen aufweist. An drei Beispielen soll verfolgt werden, inwieweit solche Tendenzen erkennbar werden. Gottfried Müller (*1968), Künstler und Illustrator sowie Professor für Architekturdarstellung an der TU Dortmund, präsentiert in einigen seiner Werke Gebäudeformen, ihre Geschichten und deren Wohnpraktiken in eine phantastische Welt getaucht, die visuell geschickt mit Versatzstücken realer Wohngegebenheiten spielt. In mit brauner Tusche und Aquarellfarben auf historischem Hadernpapier gezeichneten Darstellungen von Bauwerken und dazu tretenden trockenen Reporten abenteuerlicher Hausgeschichten lotet Müller utopische bis dystopische Visionen vom Bauen und Wohnen aus. Visionen, die jeweils Wohnpraktiken jenseits eines Mittelmaßes mit ganz aus dem Üblichen geratenen architektonischen Lösungen zusammenspannen und damit Wohnverhältnisse jenseits von Normen in Szene setzen.²⁸ Ähnlich der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard (1931–1989), der in einigen seiner Texte Visionen und seinen Wohnhäusern (Bauernhöfen) praktische Versuchsanordnungen eines Wohnens jenseits der Normen stilisierte. Für ihn, so Jens Wietschorke, prägen

wie limitieren die Wohnformen die Existenzmöglichkeiten des Subjekts.²⁹ Drittens finden sich in science-fiktionalen Texten der 1950er- und 1960er-Jahre in Reaktion auf die Atombombenabwürfe auf Hieroshima und Nagasaki im August 1945 Phantasien zum Wohnen in Bunkern. Vorranging gestützt auf US-amerikanische Texte und visuelle Darstellungen kann Anne D. Peiter zeigen, wie diese auch zur Anregung und Werbung für die Anlage privater Bunker produzierten Texte und Abbildungen allerdings in bekannten Mustern des ‚üblichen‘ Wohnens mit seiner Infrastruktur verhaftet bleiben.³⁰ Als Gründe dafür, warum diese Bunkerphantasien herkömmlichen Wohnkonzepten folgten, verweist Peiter auf die Strategie der Angstvermeidung sowie auf die fehlende Reflexion der epistemologischen Schwierigkeiten, die die sich einer sinnlichen Wahrnehmung entziehende Radioaktivität eines Atombombenangriffs auslöst. Damit beiben diese Bunkerphantasien bis auf die Tatsache einer temporären wohnkulturellen Unterbringung in einem Bunkerbau durchgängig bei der Darstellung gängiger bauseitiger Ausstattungen und Wohnpraktiken. Aktuell werden solche Bunkerbau- und Überlebenskonzepte in der Szene der Prepper verfolgt, wo je nach Gesinnung auch praxisorientierte Realisationen des Bunkerwohnens unternommen werden. Die über Reportagen und das Internet verfügbaren Beispiele zeigen dabei eine wohnkulturelle Orientierung, sich an die üblichen Normen hält, soweit diese angesichts der imaginierten Gefahrenlage aufrecht erhalten werden können.³¹

Gegenwärtig als unkonventionell wahrgenommene Wohnformen

In dieser Rubrik sollen mehrere Wohnformen vorgestellt werden, die neben dem Motiv finanzieller Ersparnis wesentlich von einem ökologisch orientierten Lebensstilmodell getragen werden. Hier spielen vor allem drei Begriffe eine Rolle: Nachhaltigkeit, Suffizienz und Naturbezug. Unter Nachhaltigkeit versteht man eine ab den 1980er-Jahren neu aufgegriffene Strategie, die auf Generationengerechtigkeit angelegt ist und das Ziel der Ressourcenschonung verfolgt, wobei sie ökologische, ökonomische und soziale Aspekte umfasst.³² Der Begriff Suffizienz kam in den 1990ern innerhalb der Nachhaltigkeitsforschung auf; er steht für die Wiedergewinnung von Gleichgewichten, woraus sich das Streben um einen möglichst geringen Rohstoff- und Energieverbrauch ableitet, um ein neues Miteinander von produktivem Fortschritt und Genügsamkeit zu etablieren. Suffizienz wird daher als eine Qualität des „In der Welt-Seins“ begriffen, als ein sich im richtigen Verhältnis zu Zeit und Raum, Besitz und Markt befinden.³³ Und mit dem Naturbezug verbindet sich ein zwischen romantisierter Ländlichkeit und biologischen bzw. antizivilisatorischen Antrieben changierendes Feld gesuchter Annäherungen an ‚natürlichere‘ bzw. ‚naturverbundenerer‘ Lebens- und Wohnformen sowie Wirtschaftsweisen.³⁴

Diese drei Begriffe überwölbend wirken zudem Resonanzbeziehungen auf das Wohnempfinden, die gemäß Hartmut Rosa das Weltverhältnis eines Menschen bezeichnen, welches „auf reziproke und schöpferische Interaktionen und auf die Herstellung von sozialen und extrasozialen Verbindungen angelegt“ ist.³⁵ Resonanzbeziehungen sind ein wesentlicher Faktor von Entschleunigungsprozessen, die sich gegen die Hektik des modernen Lebens richten. Sie finden nicht nur auf geistiger Ebene statt und differieren dabei „in ihrer praktischen, emotionalen und mentalen Stellungnahme zur Welt“³⁶, sondern sie entfalten sich auch auf körperlicher Ebene in „Körpererfahrungen und Leibresonanzen“³⁷. Diese Resonanzen müssen hierbei „spezifischen Synchronisationserfordernissen genügen“ und setzen „ein rhythmisches Aufeinandereinschwingen“ voraus.³⁸ Damit bildet die Resonanzfähigkeit neben anderem die Ursache für soziale, kulturelle und körperliche Fähigkeiten zur subjektiven Entfaltung. Für das Subjekt sind im positiven Fall Autonomieerfahrung, Verständigung und Anerkennung damit verbunden.³⁹ Entscheidend für ein positives subjektives Wohnempfinden sind also Bedingungen, in denen das Wohnen „mit uns gleichsam ‚organisch‘ verbunden scheint, [...] denn in einer „ ‚responsiven‘ Welt fühlen Subjekte sich tendenziell eher ‚getragen‘, während sie sich in die indifferente oder ‚repulsive‘ Welt eher hinein ‚geworfen‘ fühlen.“⁴⁰

Wohngemeinschaften, Landkommunen, Ökodörfer

In der Nachfolge der 1968er-Bewegung kamen ab den 1970er-Jahren Projekte alternativer Wohn- und Lebensweisen auf, in denen sich politische Ideale mit Idealen individueller Lebensgestaltung sowie der anlaufenden Ökologiebewegung verbanden. Wohngemeinschaften und Landkommunen stehen vor allem für diese Bewegung, die seinerzeit durchaus gegen die üblichen gesellschaftlichen Normen verstoßend wahrgenommen worden sind.⁴¹ Diesen Formen folgte international vereinzelt ab den späten 1970er-Jahren, generell dann in den 1990er-Jahren die Ökodorfbewegung. Das Global Ecovillage Network definiert das Ökodorf als eine Siedlung „im menschlichen Maßstab, die durch Gemeinschaftsprozesse bewusst gestaltet wurde, um langfristige Nachhaltigkeit zu erreichen. Dafür müssen alle vier Dimensionen der Nachhaltigkeit – das heißt Ökonomie, Ökologie, Soziales und Kultur – berücksichtigt werden, damit sich eine ganzheitliche Gemeinschaft entwickeln kann.“⁴² Hinter diesen Formen gemeinschaftlichen und/oder ökologisch ausgerichteten Wohnens verbergen sich architektonisch und interieurmäßig keineswegs automatisch Zustände jenseits der Normen, jedoch regelmäßig Alternativen zu industriellen Baustoffen – und der üblichen bürgerlichen Lebensführung in den Wohnräumen. Ein mindestens bis Ende des 20. Jahrhunderts stilprägend negatives Image dieser Wohnformen

ging insbesondere von den politischen Strategien und ungewöhnlichen Gemeinschaftspraktiken der Kommune 1 (Berlin-Friedenau 1967–1969) und Kommune 2 (Berlin-Charlottenburg 1967–1968) aus, die in der öffentlichen Medien breit thematisiert worden sind.⁴³

Wagensiedlungen – Tiny Houses

In Deutschland hat sich seit den 1980er-Jahren eine neue Form des Wagenlebens herausgebildet, die in gewisser Weise an die ökologischen, gemeinschaftsorientierten und auch politisch motivierten Formen der Wohngemeinschaften und Ökodörfer anschloss. So sehr sie sich ideell gegenüber dem alten, auch historischen Wagenleben von Händlern, Schaustellern, Zirkusgruppen etc. abhob, blieb ihr doch deren schlechtes Image (Kriminalität, Zwielfichtigkeit, unhygienische Zustände) neben der neuen romantischen Hinwendung jedenfalls bis in die 2000er-Jahre erhalten. Vielfach dienten ehemalige Bauwägen und Zirkuswägen wie auch selbstgebaute Varianten als Wohneinheiten, die vielfach in Gruppen versammelt auf oftmals ungenutzten städtischen Flächen entstanden. Die Bewohner streuen altersmäßig sowie hinsichtlich der Wohndauer; vorrangig sind Einpersonenhaushalte, eher selten sind ältere Menschen und Kinder. Die Entscheidung zum Wagenleben geschieht bewusst und ist neben finanziellen sowie Freiheits-Motiven von ökologischen und gemeinschaftsbezogenen Orientierungen getragen. Wie in den Wohngemeinschaften und Ökodörfern spielt das Leben in einer Gemeinschaft eine wichtige Rolle, allerdings begrenzt durch die Möglichkeit, temporär auch individuell und unabhängig zu bleiben. Rechtlich sehen sich die grundsätzlich mobilen Wagensiedlungen regional bzw. bundeslandspezifisch unterschiedlichen Regelungen gegenüber: generell genehmigungspflichtig wie ein Eigenheimantrag, stehen sie an illegalen oder geduldeten oder legalisierten bzw. behördlich zugewiesenen Stellplätzen.⁴⁴ Diese Wagensiedlungen prägt zunächst ein Minimalismus (infolge der kleinen Wohnfläche in den Wägen), damit auch ein reduzierter Wohnaufwand sowie eine tendenzielle, am ‚normalen‘ Wohnen bemessene Ungunstsituation (aufgrund der umgebungsbedingten Randlage bzw. Brachfläche und der damit behafteten Unsicherheiten), um nur diese zu nennen. Hinzu kommen die mehr oder weniger alternativen Wohn- und Lebensvorstellungen und -praktiken der Bewohner, so dass hier ein durchaus den üblichen Normen explizit entgegenstehendes Wohnen ideell verfolgt sowie vielfach bereits durch die materiellen Gegebenheiten wie die nahräumlichen Bedingungen gegeben ist.

Die Tiny-House-Bewegung hat auf den ersten Blick deutliche Gemeinsamkeiten mit den Wagensiedlungen. Denn phänomenologisch sind sie ebenfalls eine minimalistische Wohnform (maximal 37m², als mobile Variante bis ca. 17,8 m²),

in sowohl immobiler wie aktuell vor allem mobiler Bauart, mit kompletter Infrastruktur für alle Wohnfunktionen. Auch die Motive der Bewohner (finanzielle Entlastung gegenüber Eigenheimbesitz bzw. Miete, ökologische und nachhaltige Orientierung, umweltbewusste Lebensperspektive, Freiheitsgefühl) weisen merkliche Schnittmengen zu den Wagensiedlungen auf. Und doch liegen auch deutliche Unterschiede vor. So sind Tiny Houses bereits als solche entworfen und gebaut – und nicht aus für andere Kontexte konzipierten Gehäusen für das (dauerhafte) Wohnen umfunktioniert. Und sie sind in aller Regel und vor allem im Werkstoff Holz ausgeführt sowie auf ein PKW-gezogenes Anhängergerüst stabil montiert. Tiny Houses haben infolge der Immobilienkrise 2008 in Nordamerika einen Boom erlebt⁴⁵, der als modisch-trendige Erscheinung auch nach Europa und somit nach Deutschland kam. Seine Vorläufer reichen in Nordamerika etwa bis zu den Notunterkünften des Jahres 1906 in San Francisco für Überlebende des schweren Erdbebens in eben diesem Jahr zurück. Seiner aktuellen gesellschaftlichen und medialen Beliebtheit stehen in Deutschland allerdings – anders als in Nordamerika – deutlich striktere rechtliche Regularien gegenüber: Hier sind selbst kleinste Wohngebäude genehmigungspflichtig. Der projektierte Tiny-House-Standort muss zudem an das deutsche Wegenetz angeschlossen sein, womit neben der verkehrsmäßigen Erschließung auch die technische Erschließung (Ver- und Entsorgungsnetze von Elektrizität, Gas, Wasser und Kanalisation) eingeschlossen ist. Außerdem ist seit 2009 ein Energieausweis Pflicht. Häuser bis 50 m² Größe sind jedoch nicht den Anforderungen der aktuellen Energieeinsparverordnung EnEV 2016 unterworfen, sondern lediglich der EnEV 2014, Anlage 3.⁴⁶ Damit müssen Tiny Houses in Deutschland nicht den strengen Standards der Wärmedämmung etc. genügen, was wegen der dazu erforderlichen Wandstärken sowieso regulär nicht realisiert wird. So jedoch sind Ökologie und Nachhaltigkeit nicht auf das Gehäuse anzuwenden, sondern können nur über die Wohn- und Lebenspraxis der Bewohner avisiert werden. Aktuell bietet das Tiny House freilich mit seinem Downsizing eine ideale Projektionsfläche der modernen Postwachstumsstrategie und der daran anschließenden Degrowthbewegung. Im öffentlichen Diskurs wird es ausgeflaggt als Chiffre eines selbstgewählten nachhaltigen Lebensstils. Einer empirischen Erhebung zufolge bildet die Tiny-House-Bewegung in Deutschland ein Mittelschichtphänomen, vermittelt sich als sozial-ökologische Bewegung und repräsentiert einen politischen Aktivismus.⁴⁷ Der neuesten Entwicklung zufolge werden Tiny Houses in Europa immer individueller, multifunktionaler und aufwändiger gestaltet; es gibt sie inzwischen auch als Ausstellungsraum, Waldkindergarten oder Hotelzimmer.⁴⁸

Im Hinblick auf ein normabweichendes Wohnen ist wie bei den Wagensiedlungen auf den wohnflächenbezogenen Minimalismus sowie die mehr oder we-

niger alternativen Wohn- und Lebensvorstellungen und -praktiken der Bewohner hinzuweisen, die allerdings durch starke rechtliche Reglementierungen gerahmt sind. Solche Kleinstwohnungen und das Leben darin freilich als jenseits der Norm zu bezeichnen, erscheint mit Blick auf lediglich eine merkliche Schrumpfung des üblichen Wohnraumsanspruchs unter Beibehaltung der grundlegenden Wohnfunktionen (Schutz, Wärme, Nahrung, Hygiene, Schlafen) nicht gerechtfertigt. Dies unterstützt ein Blick auf andere Kleinwohnungen historischer Provenienz und aktueller Architektur für Obdachlose (Einraum-Minihäuser von 7–8 m²) oder eine Siedlung aus Produktions-, Büro- und Hotelcontainern.⁴⁹ Auch der Umzug ins Altenheim stellt Senior*innen vor die Herausforderung, ihren Hausstand massiv zu selektieren.⁵⁰ Und nicht zuletzt der Blick auf internationales Feld, etwa Japan mit u. a. seinen Micro-Appartements oder die Cage Homes in China bzw. Hong Kong, lässt Normabweichungen nicht erkennen.⁵¹ Auch hier ist wie bei den Tiny Houses bis auf atmosphärische bzw. lebensstilbezogene Faktoren und entsprechende subjektive mentale Haltungen kein Ansatz zu einem Wohnen jenseits der Normen zu erkennen.

Wohnen auf dem Wasser: Hausboote und Wohnschiffe

Als Hausboote bzw. Wohnschiffe werden zu dauerhaftem Wohnen ausgestaffierte Gehäuse auf dem Wasser bezeichnet. Man versteht darunter „floating homes“, d. h. meist nicht mehr eigenständige Schiffe, die ursprünglich Binnenschiffe waren, und Schwimmhäuser auf Pontons mit dauerhaft angebrachten Infrastrukturleitungen an Land. Während diese schwerfälligen Pontons allenfalls mit Motoren ausgestattet sind, die gerade ausreichen, von einem Steg zum anderen zu gelangen, sind mobile Wohnschiffe, die richtiggehend fahrtüchtig sind, die Minderheit. Hinsichtlich der Wohnsituation spannt sich die Variationsbreite vom Ein-Kajüten-Kutter bis hin zu mehreren hundert Quadratmetern großen Luxusappartements.⁵² Historisch gehen solche reinen Wohnboote auf die 1950er-Jahre zurück (Kalifornien) und tauchen in den 1970er-Jahren in Frankreich (Paris) sowie den Niederlanden auf. Während ihnen früher ein gewisses Schmuddel-Image anhaftete, zählen sie aktuell zu gefragten Wohnalternativen in Städten, weil sie etwa in stadtkernnahen ehemaligen Industriehafenbereichen ein sehr zentrales Wohnen erlauben und doch eine spezifische Naturverbundenheit auf dem Wasser gegeben ist.⁵³

In Deutschland regelt jede Kommune den Umgang mit Wohnbooten, es existiert noch kein einheitliches Regelwerk.⁵⁴ Es ist jeweils eine wasserrechtliche Genehmigung erforderlich sowie die Einrichtung der Strom- und Wasserver- bzw. entsorgung. Bereits diese Maßnahmen können bis zu sechsstellige Eurobeträge kosten. Rechnet man den Bau und etwa den aktuellen Trend zu gehobener Aus-